

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

N<sup>o</sup>. 44.

Siebenter Jahrgang.

31. October 1863.

### Rudolf von Habsburg an Franz Josef \*).

Horch, horch! Wie Sturmwind brauset es über den deutschen Strom,  
Wer stört uns, die hier schlafen, die Ruh' im heiligen Dom?  
Willkommen Du mein Enkel! Ha endlich trittst Du ein  
Zur Todtenstadt des Reiches, zum Kaisergrab am Rhein.  
Gast kindlich mir geehret die Gruft im Gottesbau,  
Das wird Dir ewig lohnen wohl Unsere liebe Frau \*\*).  
Manch' Jahr lag ich vergessen hier im entweichten Grab.  
Weh! manche schlimme Kunde drang bis zu mir herab:  
Von deutscher Schmach die Kunde, weh! von undeutscher Zeit,  
Von Frevel und von Schwäche, von bösem Brüderreit.  
Jetzt weckt mich laut Frohlocken und heller Freundschaft:  
Dich grüßen und Dich rufen die deutschen Herzen all!  
Heil mir, Du kommst mit Ehren mit frommem deutschen Muth,  
Mit reinem Wappenschild, ein ritterliches Blut!  
Du trahst, ein echter Habsburg, auf fleckenlosem Thron.  
Ich grüße Dich, ich segne Dich tausend Mal, mein Sohn!  
Demüthig drum sun' nieder hier vor dem Herr'n auf's Knie,  
Dem einst im Wald beim Waldwerk das Ross Dein Ahne lieb.  
Da ward der Graf, der arme, zum höchsten Herrn der Welt,  
Da ward für alle Zeiten sein Haus mit Glück bestellt..  
Dann steig zum Kaisergrabe herab in's Königshor,  
Und neig' den Geistesstimmen Dein kaiserliches Ohr:  
Von Conrad, der der Jungfrau dieß Gotteshaus geweiht,  
Kern' fromm das Werk des Friedens, das segensvoll gedeiht.  
Trag siegreich in den Schlachten als Held den deutschen Kar,  
D werde stark, gewaltig, wie's jener Heinrich war!  
Tritt nicht des Unheils Bahnen, die dessen Sohn betrat:  
Es reifen gute Früchte nie aus verderbter Saat.  
Ahm' nicht des finstern Heinrichs Gewaltthat nach und List:  
Im Purpur der Cäsaren gib Gott, was Gottes ist!  
Es traf den Hohenstaufen des Meuchelmörders Streich —  
Du warst von Gott behütet, denn Dich braucht noch das Reich.  
Sieh zu, was Zwietracht frommet und was die Selbstsucht baut:  
Adolphs und Albrechts Gräber, sie predigen es laut. —  
Drum, was Du kühn begonnen, das Werk vollende tren,  
Mach neu die deutsche Erde, mach Deutschlands Größe neu.  
Es traf das Herz des Volkes, die Fürstenbrust Dein Wort;  
Im Bunde wahr geschlossen, bleib' Du des Rechtes Hort!  
In Wettern, die uns drohen, in Stürmen nah und fern,  
Sei Wall uns, sei uns Anker und Schwert und Stab und Stern.  
Gelästert, wie gepriesen, im Glücke, wie im Schmerz,  
D wahr' das große deutsche, das kaiserliche Herz!  
Und von den Alpenkuppen bis zu der Dänen Sand,  
Steht stark und stolz und einig das große Vaterland.

W. Moldor.

### Das Hackbrückenschauen.

(Schluß.)

Auch Fausta's Herz war nicht mehr frei.

Ein junger Herr von Adel, der in die Umgegend gekommen war und bisweilen Fausta's Herrn besuchte, trieb mit

der reizenden Dirne sein Spiel und hatte ihr endlich wirklich den Kopf verrückt, so daß sie von ihm wie bezaubert, ihre Zuneigung zu ihm nicht mehr verbergen konnte. Er aber schämte sich, an dem Orte, wo sie diente, mit ihr einen Umgang anzuknüpfen und eröffnete ihr daher im Vertrauen, er gehe nach Aussen, und fordere sie auf, im Falle sie ihn wahrhaft liebe, ihn dort im Stillen aufzusuchen, wo er dann das Weitere bei seinen Eltern vermitteln wolle.

Die Art der Aufforderung wirkte. Fausta bat ihren Dienstherrn, ihr zu erlauben, ihre schwer kranke Muhme in Aussen zu besuchen, und sie erhielt dazu die Erlaubniß.

Fausta hatte wirklich eine entfernte Verwandte in Aussen, die sie nun aufzusuchen beschloß, trotzdem sie dieselbe nur aus den Erzählungen ihrer Mutter kannte. Als sie daher in Aussen angekommen war, erkundigte sie sich nach derselben und erfuhr, daß sie gerade bei ihrer guten Freundin auf Besuch sei und erst am Abend nach Hause kommen werde. Fausta beschloß jedoch, die Muhme in dem fremden Hause aufzusuchen. Die Freundin der Muhme aber war an den Scharfrichter verheiratet, der in Aussen seine Dienstes-Station hatte.

Fausta, ohne um die Hausfrau zu fragen, trat auf's Gerathewohl ein und gelangte zufällig in das Zimmer, wo der Scharfrichter allein, in das Lesen einer Schrift vertieft, an einem Seitentische saß. Das Mädchen trat ein, ohne daß er es bemerkte, und blieb an der Thür stehen. Da kam plötzlich eines von den zwei großen an der Wand hängenden Schwertern in Bewegung, als wolle es sich umdrehen, und der Stahl, indem er die Wand berührte, erklang melancholisch. Jetzt blickte erst der Scharfrichter auf, zuerst verwundert nach der Wand, dann sah er sich nach der Thüre um und fragte erstaunt, was Fausta von ihm wolle.

Diese brachte ihr Anliegen vor und der Scharfrichter wies sie zu seiner Frau, zuvor aber sagte er mit sehr ernster Miene: „Mädchen, eines meiner beiden Nächstschwerver hat bei deinem Eintritte sich bewegt, es ist dieß ein schlimmes Zeichen, das mir in dieser Art schon zweimal vorgekommen ist; hüte dich, daß ich dich nicht in meine Hände bekomme.“

Fausta wurde leichenblaß, denn sie entsann sich sogleich der Vision und der Christnacht; auch war sie sich bewußt, daß sie auf unrechten Wegen ging; sie hatte daher zu thun, um sich zu sammeln, als sie bei des Scharfrichters Frau eintrat und sich ihrer Muhme zu erkennen gab.

\*) Bekanntlich erwartete man bei Gelegenheit des Fürstentages den Besuch unseres Kaisers in Speier. Daß er unterblieb, soll nur an dem Ausbleiben einer Einladung des bairischen Herrschers gelegen sein. Unausgesprochen konnte der Kaiser nicht Subdigungen suchen, die ihn ungebührend erwarteten. Auf dieses gehoffte Fest wurde das Gedicht geschrieben.

\*\*) Der Dom ist der Mutter Gottes geweiht.

Letztere hieß sie freundlich willkommen und nahm sie mit sich nach Hause. Fausta hätte nun die beste Gelegenheit gehabt, über das Gefährliche ihres Beginuens nachzudenken und dasselbe aufzugeben; ihre Mähme war eine verständige Frau und hätte Fausta's Vertrauen mit dem besten Rathe belohnt; allein das böse Element war in ihr thätig und überhäubte mit seiner verlockenden Stimme die ruhigen Mahnungen der Vernunft; Fausta konnte es nicht lassen, sie mußte den jungen Herrn aufsuchen. —

Inzwischen traf Regine die nöthigen Vorbereitungen zu dem Tage, an welchem sie ihre eheliche Verbindung mit Klaus begehen sollte, und mit freudiger Erwartung sah sie diesem bedeutungsvollen Augenblicke entgegen.

Es war an einem Sonntags-Nachmittage, als Regine ihren Bräutigam erwartete, der jedoch sich nicht sehen ließ, obgleich bereits der Abend nahte. Endlich, als die Nacht schon angebrochen war, stürmte er erhit und berauscht zur Thüre herein und erzählte der erstaunten Regine, er habe heute im Spiele Unglück gehabt und seine ganze Barschaft verloren, Regine möge ihm ihre Silberstücke leihen, die sie, wie sie ihm unlängst erzählt, auf dem Dachboden in ihrer Truhe verwehrt habe.

Starr vor Schrecken stand Regine eine Weile da, so hatte sie Klaus noch nicht gesehen; sein Gesicht trug den Ausdruck wilder Leidenschaften, seine Zunge kahlte; dazu die Nachricht, daß er spiele und in Geldverlegenheit sei; — es überlief sie ein leichter Schauer. Aber sie hatte plötzlich klar gesehen und sie erbebte bei dem Gedanken, ihren mühsam und redlich ersparten Nothpennig einem Spieler zu opfern, an dessen Seite sie endlich auch zu Grunde gehen könnte. Sie war daher schnell entschlossen, und ohne erst eine Ausrede zu ersinnen, schlug sie ihm sein Begehren rundweg ab; indem sie ihm noch das Häßliche der Spielwuth anschaulich zu machen suchte.

Die Augen des Kriegsknechtes rollten bei dieser Rede wild, er ballte krampfhaft die Fäuste und machte eine Bewegung, als wolle er die Dirne mit seinen eisernen Fäusten anpacken, doch bezwang er sich und sagte in einem möglichst milden Tone: „Du hast Recht, Regine, wir wollen lieber sparen; ich gehe nach Hause, meine üble Stimmung zu verschlafen und will das Spiel für immer meiden; ich verspreche dir es heilig? doch bitte ich dich, zum Zeichen, daß du mir nicht mehr prollst, mich eine kleine Strecke zu begleiten.“

Regine war dazu bereitwillig, denn ihr gefiel sein guter Vorsatz und sie folgte ihm. Es war eine finstere Nacht, und einzelne Windstöße erhoben sich, welche Regenwolken zusammentrieben.

Klaus verlor kein Wort, er schien in tiefe Gedanken versunken zu sein; aber auch Regine hatte die Lust zum Neben verloren, denn es schnürte ihr die Brust zusammen, wie, wenn eine böse Ahnung sie bedrängte. Endlich hörte sie das Rauschen eines Wassers, es war die Mur, über welche hier eine hölzerne Brücke führte.

Jetzt schien sie mit einem Male den Schlüssel zu ihrer räthselhaften Angst gefunden zu haben, indem sie sich der letzten Christnacht erinnerte, als sie ihren Körper in den Wellen hatte schwimmen gesehen, und es drängte sich ihr die instinktmäßige Ueberzeugung auf, daß für sie hier Gefahr sei. Sie machte sich daher von ihres Führers Arm los, ihm erklärend, daß sie nach Hause müsse. Sie waren eben bei der Brücke angelangt.

Klaus jedoch hatte sie rasch wieder beim Arme gefaßt und zog sie eilends mit sich fort, ohne etwas zu erwiedern. Regine, deren Angst jetzt wuchs, wollte sich gewaltsam von ihm losmachen; allein Klaus gab es nicht mehr zu. „Ich gehe nicht über die Brücke!“ schrie Regine in höchster Angst; „gut, so gehst du unter die Brücke,“ höhnlachte der widerregte Mann und schleppte nun Reginen mehr, als daß er sie führte, dem Ufer zu.

Da nahm Regine alle ihre Kräfte zusammen, um sich los zu machen und rief in wilder Verzweiflung: „Hilf, gebenedeite Mutter, hilf!“ und glücklich riß sie sich los und begann, unbekümmert um die dicke Finsterniß, eilends den Weg nach Hause einzuschlagen.

Rasch aber war Klaus hinter ihr, während Regine alle ihre Kräfte anstrenge, um ihm zu entkommen. Jetzt ließen sich Menschentritte vernehmen und Regine schrie mit weit hin hallender Stimme: „Hilfe, Hilfe, Gewalt, Mord!“ und ihr Ruf wurde aus geringer Entfernung beantwortet, worauf die ihr Entgegenkommenden ihre Schritte beschleunigten.

Da stieß Klaus einen wilden Schrei aus und wandte sich wieder gegen den Fluß; denn Regine war durch das Zusammentreffen mit den fremden Menschen bereits vor seiner Gewaltthätigkeit gesichert.

Am folgenden Morgen war Klaus aus dem Orte entschwinden; er war gestern in die Hände falscher Spieler gerathen und hatte in der Trunkenheit seine ganze Habe verspielt und noch eine bedeutende Schuld bei dem Wirthe hinterlassen. Regine versiel in eine schwere Krankheit, von der sie sich langsam erholte. —

Fausta war nicht mehr zurückgekehrt, und auch in Luffee wußte man von ihr nichts; doch nach mehr als einem Jahre brachte ihr ehemaliger Dienstherr die schreckliche Nachricht mit, daß Fausta wegen Ermordung ihres neugeborenen unehelichen Kindes in's Gefängniß geführt worden und wahrscheinlich die Todesstrafe werde erleiden müssen.

Dem war auch so; in Kurzem wurde sie in Luffee auf den Richtplatz geführt, und derselbe Scharfrichter, der sie einst gewarnt, sollte ihr nun ihr Recht anthun. Aber eben als sie niederkniete, kam ein Bote mit der Nachricht der Begnadigung. Des Kindes Vater, ein hochgeborener Herr, sagte man, habe durch mächtige Vermittlung ihr, die in Verzweiflung über ihre Schande das Verbrechen begangen, die Begnadigung beim Landesherren erbeten, um an der von ihm Verführten sein Unrecht, so viel noch möglich war, gut zu machen.

Fausta aber, die schon mehr im Jenseits, als auf dieser Erde gewesen, sank bei der Nachricht, daß sie wieder dem Leben geschenkt sei, todt zusammen. Die ungeheuerere Gemüthserschütterung, hervorgebracht durch den grellen Wechsel von Todesangst und Freude, hatte ihrem Dasein ein Ende gemacht.

Regine blieb lange Zeit in sich gekehrt und nahm an keiner Freude Theil, allmählig aber sammelte sie sich wieder und verrichtete ihre Arbeit emsig wie zuvor; aber sie gab keinem Manne mehr Gehör und blieb Jungfrau die ganze Zeit ihres Lebens.

Marie aber wurde ein glückliches Weib und eine brave Mutter, denn sie hatte weder durch Hoffart, wie Regine, noch durch Leichtsinn und Hinausstreben über ihren Stand, wie Fausta, den Frieden ihres Herzens sich gestört und war arbeitsam, fromm und züchtig geblieben; weshalb auch die Verheißung der Christnacht an ihr in Erfüllung ging und ein stilles, häusliches Glück ihr dauernd zu Theil wurde. **F. Ad.**

## Bur Geschichte von Neustadtl oder Rudolfswerth.

Von P. Hisinger.

Die einheimische Sage von Neustadtl oder Rudolfswerth, im untern Theile der Provinz Krain, weiß noch gegenwärtig, wie zu Balvafor's Zeit, von der Größe der einst daselbst gestandenen alten Stadt zu erzählen; sie setzt das eine Ende derselben gegen das Schloß Hopfenbach, und die Mitte gegen das Pfarrdorf St. Michael. Schon die angegebene große Ausdehnung der einstigen Stadt läßt gegen das wirkliche

Vorhandensein derselben gegründete Zweifel aufkommen; dazu ist auch der Name derselben völlig unbekannt. Wolte man auch alle Städtenamen von Strabo, Plinius, der römischen Reisebeschreibungen und selbst dem ungenannten Geografen von Ravenna zusammenstellen, es läßt sich keiner von diesen Namen auf die Stelle vom gegenwärtigen Neustadt oder Rudolfswerth hinziehen. Das Praetorium Latobiorum in Antonius Itinerarium und der Peutinger'schen Tafel läßt sich nicht tiefer als auf Treffen stellen, das Monetium bei Arrian und Strabo soll mit Nemona gleichbedeutend sein, und sonst sind alle bei Ptolemäus oder in der Peutinger'schen Tafel, oder selbst bei dem Ungenannten von Ravenna angeführten Ortschaften entweder mehr südwärts, oder mehr ostwärts angelegt. Mag übrigens die Sage von einer großen, im Alterthum an der Stelle des heutigen Neustadt vorhandenen Stadt auch keine geschichtlichen Anhaltspunkte darbieten, so viel läßt sich doch nach der Beschaffenheit des Ortes, der erhabenen Lage auf einer Halbinsel des Gurkflusses, annehmen, daß in der Vorzeit daselbst ein Vicus, oder eher noch ein Castellum gestanden habe, mag man auch von einem alterthümlichen Funde gegenwärtig nichts aufzuweisen haben; die alte Benennung Gratez, eigentlich Gradee, kleine Beste, deutet hinlänglich darauf hin.

Für das Mittelalter fehlen in Bezug auf Unterkrain, mit der einzigen Ausnahme von Gurkfeld, alle Urkunden bis auf die Zeit der Stiftung des Klosters Sittich, d. i. bis zum Jahre 1135. Eben in Sitticher Urkunden und Jahrbüchern finden sich die ersten Angaben über die Gegend des heutigen Neustadt. In der Stiftungsurkunde selbst ist das Dorf Weingarten, d. i. die bei dem Schlosse Weinhof und am Weinberge Stadtberg gelegene Ortschaft, angeführt, welchen Ort der Patriarch Peregrin der neuen Stiftung schenkte. Eine Anmerkung des Schreibers der Sitticher Jahrbücher will wissen, daß dieses Weinhof schon früher eine kleine Pflanzstätte von Benedictinermönchen gewesen sei, und bereits im Jahre 1801 innerhalb des Bereiches der nachmaligen Stadt nicht weit vom Gurkflusse einen Thurm zu eigen gehabt habe. Eine Angabe bei dem Jahre 1237 gibt zu verstehen, daß dieser Thurm zu Zeiten des Herzogs Friedrich II. von Oesterreich noch vorhanden gewesen, und mit dessen Bewilligung neu hergestellt worden sei. An dieser Stelle wird nun die Ortschaft, zu welcher der Thurm gehörte, zuerst Gratez, eigentlich slovenisch Gradee, kleines Schloß oder kleine Beste, genannt.

Weiterhin in den Jahren 1330, 1331 und 1332 kommen Schenkungen und Verkäufe der Herren Heinrich und Ulrich von Montparis, oder Montpreis, vor, welche Besitzthümer im Orte Berschlaven, d. i. Berschlin, oder slovenisch Berslin, zusammen 18 Hufen und dazu zwei Hufen neben dem Orte Marktatt (prope oppidum Marktatt, auf dem Marktatt) betreffen. Die Benennung Marktatt deutet wohl auf einen bedeutenderen, einem Markte gleichkommenden Ort hin, wie sich ein solcher an der Stelle des gegenwärtigen Neustadt schon in früherer Zeit gebildet haben mochte. Der slovenische Name Terska gora, d. i. Marktberg, für das Weinberge Stadtberg nächst Neustadt, woselbst viele Bürger dieser Stadt ihre Weingärten haben, weist an sich selbst auch darauf hin. Die Stiftung einer neuen Stadt lehnte sich überdies in früherer Zeit gerne auf einen bereits vorhandenen Markt an, wie unter anderen Vormarkt der Stadt Radmannsdorf, Altemarkt der Stadt Laas, Neumarkt der Stadt Mötzing voranging. Das Stift Sittich erhielt übrigens in den Jahren 1346 und 1358 von den Herren Grisso, Leopold und Hermann von Neutenburg neuerdings Besitzthümer in Berschlaven oder Berschlin, im Ganzen an 30 Hufen.

Im Jahre 1365 kam es auf der im Vorstehenden ange deuteten Grundlage, wozu noch Güter der landesfürstlichen

Herrschaft Maihau gezogen wurden, zur Gründung einer neuen Stadt, welche nach ihrem Stifter, dem Erzherzoge Rudolf IV. von Oesterreich, Rudolfswerth genannt wurde. Dieser Fürst tauschte nämlich von dem Abte Peter zu Sittich den Ort oder das Dorf Gratez, dann 10 Hufen in Lotschna, 9 Hufen im unteren, eine Mühle im zweiten und 9 Hufen im dritten Dorfe Berschlaven, oder Berschlin, ein; er gab dafür dem Stifte 26 Hufen im Dorfe St. Stefan, in der Pfarre Treffen, dann in Mayrhofen, Windischdorf, Rosenberg, Brädersdorf und Brärlen, endlich den Zehent in der Pfarre Haarland, oder St. Marein, von 81 Hufen, je zu 2 Garben, während die dritte Garbe dem dortigen Biskop verblieb. Die oben angeführten Güter gaben den Grund zur neuen Stadt, deren Stiftungsurkunde, wie sie im Auszuge bei Balvasor (im III. Theile, 11. Buch, S. 480) angeführt ist, vom Erzherzoge zu Wien am Montage nach dem Palmsonntage, nach Christi Geburt in dem dreizehnhundert und darnach in dem fünf und sechzigsten Jahre ausgestellt wurde. Die Stadt erhielt darin besondere Rechte und Freiheiten, eigene Gemeindeverwaltung, Gerichtsbarkeit, auch das Halsgericht in einem Umkreise von zwei bis drei Stunden (daher mag die Sage von der großen Ausdehnung der Stadt ihren Ursprung haben); ferner Recht zu Handel und Gewerben, eigene Gefälle, Mauthfreiheit, Fischerei, Holz- und Weiderecht in der Richtung gegen Maihau und gegen Hopfenbach, Sitz und Stimme auf dem Landtage.

Der Ort war der Ueberlieferung nach bereits vor der Stiftung der neuen Stadt mit einer Kirche versehen; sie stand an der Stelle der nun zu einem Magazin und Spital umgestalteten St. Antonikirche, ursprünglich St. Anton im Walde genannt. Der Grund zur gegenwärtigen Collegiat- oder Capitalkirche sammt ihrer Krypta, oder unterirdischen Kapelle, mag gleich bei der Stiftung der Stadt oder bald darauf gelegt worden sein, da der Stifter seine neue Anlage nicht ohne geistliche Hilfe lassen wollte. Doch stammt nur der Hauptchor mit der Krypta aus jener ersten Zeit her; das Schiff der Kirche mit den sechs Seitencapellen und dem Thurme gehört einer folgenden Periode, wahrscheinlich jener nach dem großen Brande vom Jahre 1580 an, indem es in neuerem Style ausgeführt, und in etwas nach links ausweichender Richtung an den Hauptchor angebaut ist. An dieser Kirche wurde vom Kaiser Friedrich IV. im Jahre 1493, am Montage nach St. Marcus ein Collegiatkapitel mit einem Probst und mehreren Chorherren gestiftet; dadurch wurde dieselbe auch zu einer selbstständigen Pfarrkirche erhoben, und von der Mutterpfarre Hönigstein ausgeschieden. Die Bestätigung dieser Stiftung geschah im Jahre 1494 durch den Papst Alexander IV., und die Dotirung des Chorherrenstiftes wurde im Jahre 1509 durch den Kaiser Maximilian I. festgesetzt.

Die neue Stadt kam mit der Zeit sehr in Aufnahme; die besonderen Vorrechte der dortigen Bürger zogen Auswärtige mächtig an, so daß unter anderen mehrere landesfürstliche Verbote in den Jahren 1411, 1445 und 1461 erließen, in denen die Aufnahme von Unterthanen des Stiftes Sittich untersagt wurde. Uebrigens hatte dieses Stift die Zoll- und Mauthfreiheit daselbst, wie es seine Vorrathskammer in dem vorgeannten, mit Bewilligung Erzherzog Friedrichs IV. im Jahre 1437 neu aufgebauten Thurme besaß. Im Jahre 1469 erhielten die wegen Feindesgefahr aus ihrem Kloster bei Mötzing geflüchteten Franciskaner mit Bewilligung des Kaisers Friedrich IV. in Rudolfswerth Aufnahme, wo ihnen die Kirche St. Leonhard eingeräumt und durch Spenden der Frau Elisabeth von Tschernembl im Jahre 1472 ein Kloster erbaut wurde. Im Jahre 1658 wurden auch die Kapuziner eingeführt, und es wurde ihnen bis zum Jahre 1672 ein Kloster und eine Kirche, zum

hl. Josef genannt, außerhalb der Stadt aufgeführt. Die Stiftung eines Spitals bestand schon vor dem Jahre 1490; dasselbe hatte eine eigene, dem h. Martin geweihte Kapelle und einen eigenen Priester.

Zur Vertheidigung gegen den auswärtigen Feind war die Stadt allseitig mit Mauern und Thürmen umgeben; zu diesen kam auf der Nordseite ein Wall und Graben, während auf den andern Seiten der Gurkfluß größeren Schutz gewährte. Darum konnte sich dieselbe im Jahre 1435 der Belagerung des Grafen von Cilli und in den Jahren 1469, 1492 und 1547 der wüthenden Anfälle der Türken, wenn auch diese die ganze Umgebung grausam verwüsteten, muthig erwehren. Bis zur Erbauung der Festung Karlsstadt im Jahre 1582 war Rudolfswerth eben wegen seiner festen Beschaffenheit der Stützpunkt für die Vertheidigung der Grenze gegen die Türken, das Provianthaus, das Kriegszahlamt und das Zollamt für die Grenze hatte daselbst seine Stelle. Auch der Handel der Stadt war blühend, und es fand sich daselbst eine bedeutende Niederlage von Handelswaren.

Alein mit der Erweiterung der Grenze gegen die Türken zogen sich Handels- und Kriegssachen von Rudolfswerth weg, und der Wohlstand der Stadt fing an abzunehmen. Auch Feuersbrünste vernichteten das Vermögen der Bewohner, besonders jene in den Jahren 1580 und 1664; und die Pestseuche verminderte die Zahl derselben in den Jahren 1578, 1590 und 1625. Um die Stadt wieder in Aufnahme zu bringen, wurden zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia mehrere Anstalten getroffen. Im Jahre 1746 wurde unter Leitung der Franciscaner ein Gymnasium daselbst eröffnet, im folgenden Jahre ein Kreisamt für Unterfrain aufgestellt, später noch ein Mauth- und Gefällenamt errichtet und eine Militärtruppe in Cantonirung verlegt. Doch kam der Ort in letzterer Zeit immer mehr von seinem Wohlstande herab. Die neuen Zeitverhältnisse nahmen ihm manche Rechte und Gefälle, Gülten und Grundbesitz; Kirchen, Stiftungen und selbst das Spital gingen zu Grunde. Der Einfall der Franzosen im Jahre 1809 vernichtete durch Brand eine bedeutende Häuserzahl am Nordende, so daß die Stadt, welche im Jahre 1808 noch 270 Häuser zählte, gegenwärtig deren nur noch 233 besitzt; selbst das Collegiat-Capitel wurde im Jahre 1810 während der Fremdherrschaft unterdrückt. Erst die neueste Zeit gab der Stadt zunächst die Chorherrenstiftung im Jahre 1831 zurück; das Jahr 1850 brachte derselben statt des Kreisamtes ein Kreisgericht, und eines der folgenden Jahre die Erweiterung der sechs lateinischen Schulen zu einem Obergymnasium.

Nun kommt bald das Jahr 1865 und mit demselben naht das 500jährige Jubiläum der Stiftung dieser Stadt. Es ist bemerkenswerth, daß die Feier dieses Jubiläums mit einem unliebsamen Streite um den Namen der vom Erzherzoge Rudolf IV., dem Stifter der neu errichteten Stadt eingeleitet werden will, in welchem Streite man eben weder Geschichte, noch verbrieftete Rechte, noch Sprachgebrauch zur Richtschnur nimmt. Der Stifter der Stadt gab derselben im Jahre 1365 als Gedenkzeichen den deutschen Namen Rudolfswerth, und dieser Name erhielt sich in der Geschichte, in Urkunden und im Leben, sowohl in deutscher als in lateinischer Sprache bis zu dem Jahre 1783, wo eine Alles nivellirende Zeit den historischen Namen mit dem gar verkleinernden Neustädtl mittelst Verordnung vom 1. September vertauschte. In der slovenischen Sprache dagegen fand gleich Anfangs die Benennung Novomesto, d. i. Neustadt, allgemeinen Gebrauch; dieselbe ging in einzelnen Fällen auch in lateinische Urkunden, namentlich kirchlichen Inhalts über, oder wurde deutsch mit Neustadt und lateinisch mit Novacivitas übersetzt. So liest man in der Beschreibung der Kir-

chenvisitation durch den Patriarchen Franciscus Barbarus vom Jahre 1594 den Namen Neomestanus oppidum; in der Beschreibung der Gegenreformation durch den Laibacher Bischof Thomas Chryn vom Jahre 1600 steht der Name Nova civitas; in Sitticher Annalen vom Jahre 1686 liest man die Bezeichnung Praepositus de Novamesta; in den Landtagsverhandlungen vom Jahre 1612 steht dagegen die Benennung Neustadt. Erst nachdem letztere Benennung in verkleinernder Form als Neustädtl im Deutschen allgemein üblich geworden, folgte auch im Lateinischen eine ganz fremdartige Bildung mit Neostadium; doch hielt das Gymnasium zu Neustadt bis zum Jahre 1848 an der historischen Benennung Rudolphswerta, daher Gymnasium Rudolphswertense, ohne Unterbrechung und ohne Widerspruch von Anderwärts unverrückt fest.

Wenn nun das Jahr 1848 manche alte Besonderrechte wieder zum Leben kommen ließ, so war es an der Zeit, im Deutschen den Namen Rudolfswerth wieder zur Geltung zu bringen, während im Slovenischen der Name Novomesto sein altes Recht behalten haben mochte. Wenn nun eine fünfhundertjährige Gedenkfeyer des Bestandes der beschriebenen Stadt zu Stande kommen soll, so dürfte dieselbe viel bedeutsamer mit dem altverbrieften Namen Rudolfswerth, als mit dem herabwürdigenden Neustädtl abgehalten werden; und selbst der Slovener würde kein Vergehen an der angestammten Muttersprache thun, wenn er den Namen Rudolfovo, statt Novomesto annehmen wollte; denn der Städte Neustadt, Neustädtl und Novomesto gibt es in der Welt zur Verwechslung und Verwirrung übergenug, während die Stadt Rudolfswerth oder Rudolfovo einzig dastünde. Es ist selbstverständlich, daß hierzu bloße Erläuterungen in Zeitschriften nicht genügen, sondern Schritte nach anderer Seite erforderlich sind.

## Literatur.

Der III. Band des vom Desterr. Lloyd herausgegebenen „Illustrirten Familien-Buches“ hat mit dem 12. Heft seinen würdigen Abschluß gefunden. Das vorliegende Heft hat ein zart empfundenes Gedicht: „Die Schwalbe von Bergner, aufzuweisen, welches der lieblichen „Rondinella“ von Grassi nachgedichtet ist, dann eine Novelle: „Die Windsbraut“, von einem der ausgezeichnetsten Erzähler Deutschlands -- Bernd v. Gujel. Mit vielem Interesse lesen wir Dr. Bodenheim's „Lucrezia Borgia.“ Der Verfasser weicht von dem üblichen historischen Standpunkte in der Geschichte der Lucrezia völlig ab und bemüht sich, uns in der Tochter des lasterhaften Alexanders VI. ein Muster weiblicher Sittenreinheit zu zeigen. Das toxisch-loisige Bild: „Die Tarantel“ von Dr. L. Hoh wird das Interesse jedes denkenden Lesers erregen und wir können nur bedauern, daß Dr. Hoh es nicht wagt, über diese sonderbare Erscheinung ein bestimmtes Endurtheil abzugeben. In Fr. Ferfücher's „Musterung“ treffen wir wieder auf den uns lieb gewordenen feinen Beobachter und Sittemaler, er entrollt ein Stück amerikanisches Leben vor uns, das die Erklärungsgründe für manches neuere Mißgeschick der Freistaaten enthüllt.

Der seit Jahren beliebte „Illustrirte Kalender und Novellen-Almanach“ von F. Went-Dittmarsch ist für 1864 bereits erschienen. Seiner gediegenen literarischen Beiträge wegen nimmt derselbe auch dieses Jahr wieder den ersten Rang unter allen Kalendern ein. Die berühmte Novellistin F. Mühlbach lieferte für denselben ihre neueste geschichtliche Erzählung: „Kolbielsh“, jenen fanatischen polnischen Verschwörer, der nach der Schlacht bei Aspern Freiheit und Leben des großen Napoleon in seiner Hand hielt. Diese Novelle hält den Leser von Anfang bis zu Ende in höchster Spannung. Auch die beiden anderen Novellen von dem rühmlichst bekannten F. Smith „Eine Komödie im Walde“ und von A. Schirmer „Smart boy“, eine Seemannsgeschichte, sind sehr interessant. Die Illustrationen sind recht gut und das große Prämien-Farbendruckbild „Polen vor dem Auszug in's Gesecht“, welches jeder Käufer dieses Kalenders gratis erhält, ist allein das Doppelte des Ankaufpreises dieses Kalenders (84 kr.) werth.